



Solidarität

Organ des Verbandes der Buch- und Steindruckerei-Hilfsarbeiter und -Arbeiterinnen Deutschlands.

Erscheint wöchentlich Sonnabends. — Preis vierteljährlich 1,— Mark. — Anzeigen: die dreispaltige Petitzeile 50 Pfennig, Landes- und Versammlungsanzeigen die Zeile 10 Pfennig. — sämtliche Postanstalten nehmen Abonnements an. — Eingetragen unter obigem Titel im Post-Zeitungsregister.

Für die Woche vom 27. Februar bis 4. März ist die Beitragsmarke in das mit 9 bezahlene Feld des Mitgliedsbuches zu kleben.

Der Sitz des Hebels.

Wenn nicht alle Angaben der Fachleute falsch sind, so besteht bei uns in Deutschland kein eigentlicher Mangel an Lebensmitteln. Trotzdem unsere Feinde uns die Zufuhr von Waren sehr wesentlich beschränkt oder gar völlig abgeschnitten haben, können wir höchstens von einer Knappheit, aber nicht von einem Fehlen aller jener Gegenstände reden, die wir für unsern täglichen Bedarf gebrauchen. Besonders auf dem Gebiete der von unserer Landwirtschaft erzeugten Nahrungsmittel ist genügend vorhanden, so daß wir keine Not zu leiden brauchen, falls wir es nur verstehen, dafür Sorge zu tragen, daß sie in die richtigen Hände kommen. Dennoch aber müssen wir leider die Beobachtung machen, daß die Warenpreise immer höher gegangen sind, daß es zeitweilig an Nahrungsmitteln in Kartoffeln, Milch, Butter usw. gänzlich fehlt, weil die Bauern und Händler mit ihren Vorräten zurückhalten und daß in den Unterschichten unseres Volkes vielfach eine drückende Not vorhanden ist, die die Existenzmöglichkeit der Arbeiterfamilien in Frage stellt. Das ist der Punkt, an den wir mit all unserm Fleiß und unseren Schwächlingsversuchen nicht herankommen, daß eine Massennot besteht, obwohl genügend Vorräte an Lebensmitteln da sind. Daß ein solcher Zustand aller Vernunft ins Gesicht schlägt, ist unbefreitbar. Wenn es an Lebensmitteln fehlt, weil im Innlande zu wenig erzeugt worden ist und weil vom Auslande nichts hereinkommt, dann ist es erklärlich, daß die Massen notleidend; wenn aber genügend Lebensmittel vorhanden sind und wenn trotzdem eine Teuerung ausbricht, so ist das unnatürlich und unverständlich. Die Ursache einer Teuerung bei reichlich vorhandenen Gebrauchsgegenständen beweist uns unwiderleglich, daß in unserm wirtschaftlichen System irgendein Fehler steckt und, daß unsere gesamte Wirtschaftsweise an irgendeinem inneren Uebel leidet. Der Sitz dieses Uebels zu entdecken ist eine der wichtigsten Aufgaben auch während der Kriegszeit. Sie ist um so notwendiger, weil erst die Erkenntnis, woran wir wirtschaftlich krankten, uns die Möglichkeit gibt, Abhilfe zu schaffen.

Bekanntlich beruht die moderne kapitalistische Wirtschaftsweise darauf, daß Waren hergestellt werden, die mit Hilfe des Geldes untereinander ausgetauscht werden. Es ist nicht mehr wie in früheren Zeiten, daß eine Gruppe von Menschen ihren eigenen Bedarf selbst deckt, indem sie alles das herstellt, was sie zum Lebensunterhalt gebraucht; heutzutage arbeitet jeder für einen anderen, dessen Bedürfnisse er zu decken sucht. Der Schuhmacher macht Schuhe, damit andere Leute sie tragen sollen und der Bäcker backt Brot, damit andere Leute es essen sollen. Natürlich tun sie das nicht aus Gütmütigkeit oder Menschenliebe, sondern lebendig aus eigenem Interesse, um Geld zu verdienen. Sie werden geleitet vom Erwerbs-

trieb und des Erwerbs wegen stellen sie Bedarfsgegenstände her für andere. Ihr Zweck und Ziel ist einzig und allein das Geldverdienen; daß sie dabei auch gleichzeitig dem Bedürfnis der Menschen entgegenkommen, ist nur Mittel zum Zweck. Wenn sie sich besser dabei sehen, daß sie Vorräte zurückhalten oder gar vertommen lassen, so bedenken sie sich keinen Augenblick, ihr eigenes Selbstinteresse in den Vordergrund zu drängen, mögen auch ihre Mitmenschen notleiden. Während die Arbeit eigentlich da sein sollte, damit die Menschen von den Erträgen leben können, hat der Kapitalismus jede wirtschaftliche Tätigkeit auf Geldverbleiben zugeschnitten. Kurz ausgedrückt heißt das: das Streben unserer kapitalistischen Gesellschaft läuft nicht darauf hinaus, den Bedarf der Menschen zu decken, sondern viel Geld zu erwerben und aufzuhäufen; unsere Wirtschaftsweise ist also keine Bedarfsdeckungswirtschaft mehr, sie ist zu einer Erwerbswirtschaft geworden. Das ist der Kern des Uebels, woran wir krankten und das wir bei Strafe des Untergangs beseitigen müssen.

Versuchen wir dies an einem Vorgange aus dem Wirtschaftsleben zu erläutern: Wir alle haben das Bedürfnis, Brot zu essen, um unsern Hunger zu stillen. Dieses natürliche Bedürfnis zu befriedigen, setzen wir modernen Menschen einen komplizierten Apparat in Bewegung. Der Bauer bestellt das Feld, sät, erntet und drischt das Korn, das er an einen Händler verkauft. Dieser wiederum liefert das Korn an einen Müller, der es vermahlt und das Mehl an einen anderen Händler verkauft. Der Händler setzt sich mit einem Bäcker in Verbindung, der ihm das Mehl abnimmt und zu Brot verarbeitet. Das Brot gelangt sodann oft vielfach an den Großhändler und dann endlich in die Hände des Verbrauchers. Vom Urtroproduzenten, dem Bauern, gelangt die Ware mittels der Händler zu den Weiterverarbeitern, dem Müller und dem Bäcker, bis sie zuletzt auf dem Tische des Verbrauchers ihre Bestimmung erfüllt. Alle diese verschiedenen Personen, die an der Herstellung, Verarbeitung und Verteilung der Ware beteiligt sind, werden getrieben von der Absicht, Geld zu verdienen, und zwar viel Geld zu verdienen. Alles, was diesem Zwecke dient, wird von ihnen getan, wobei es ihnen gleichgültig ist, ob diese Tätigkeit im Interesse des Verbrauchers liegt oder nicht. Daraus erklärt es sich, daß manche Produzenten ihre Waren zurückhalten und verfälschen, daß die Händler die Preise in die Höhe treiben, daß der arme Konsument von allen Seiten und nach allen Regeln der Kunst geschädigt wird. Unsere ganze kapitalistische Wirtschaftsweise wird geleitet von dem Produzenten- und Händlerinteresse; der Konsument kommt nur als Zahler in Betracht, höchstens, daß man ihn durch Einschränkungen, durch gesetzliche und behördliche Maßnahmen vor einer allzu starken Schrumpfung zu schützen sucht.

Gerade während des jetzigen Krieges hat sich mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt, daß die große Masse der Verbraucher allen den Leuten, die sie mit Lebensmitteln versorgen, auf Gnade und Ungnade ausgeliefert ist. Man braucht ihn nur mit einem sogenannten Selbstverleger zu ver-

gleichen, um die schlimme Lage zu erkennen, in der er sich befindet. Ein Bauer wird von den hohen Lebensmittelpreisen als Verbraucher nur wenig berührt; er baut sein eigenes Korn, er schlächtet seine eigenen Schweine, er hat Säbner für die Eier sowie Kühe für die Milch und Butter, er zieht im Garten und auf dem Felde sein Gemüse, kurz, er deckt in weitgehendstem Maße seinen Bedarf an Nahrungsmitteln selbst. Darüber hinaus verkauft er noch einen Teil seiner Erzeugnisse zu annehmbaren Preisen. Als Verbraucher hat er mit keinem anderen Menschen etwas zu tun, er ist Produzent und Konsument in einer Person, während ein Stadtbewohner, der alles, was er gebraucht, kaufen muß, unter den hohen Preisen ungeheuer leidet.

Diese Tatsache gibt uns einen Fingerzeig, wie die Beseitigung des Uebels in Angriff genommen werden muß. Es gilt nämlich, alle jene Elemente aus unserem Wirtschaftsleben auszuschalten, die sich des Gewinnes wegen wie Aulagegel am Volkswärper festklammern haben, damit unsere Wirtschaft zu einer reinen Bedarfsdeckungswirtschaft wird, in der es unmöglich ist, Ueberschüsse in die eigene Tasche zu wirtschaften. Jeder wirtschaftlich tätige Mensch soll in der Lage sein, seine Bedürfnisse zu befriedigen, aber er soll nicht in der Lage sein, sich auf Kosten seiner Mitmenschen zu bereichern. Das ist die Lösung aller Schwierigkeiten: alle Arbeit hat den Zweck, Gebrauchsgüter zu schaffen und Dienste zu leisten, damit die Menschen imstande sind, ihren Bedarf zu decken; sie hat aber nicht den Zweck, einem einzelnen Menschen oder einer einzelnen Gruppe Gewinne zuzuführen; das Interesse der Verbraucher, nicht das der Profitmacher, soll die Triebkraft unseres Wirtschaftens sein.

Um die Erreichung dieses Zieles bemüht sich die moderne Menschheit seit langem, wobei sie verschiedene Wege einschlägt. Die größte Organisation unserer Zeit, der Staat, soll vor allen Dingen die Aufgabe haben, Wirtschaftsbetriebe zu übernehmen oder einzurichten, um die Bedürfnisse seiner Angehörigen zu befriedigen. Wie er bislang schon das Bedürfnis, mit der Eisenbahn zu fahren, Briefe abzuschicken und Ferngespräche zu führen befriedigt hat, so werden ihm in der Zukunft noch mehr und größere Wirtschaftsbetriebe überwiesen werden. Selbstverständlich soll er seine wirtschaftliche Tätigkeit nicht als ein Mittel betrachten, Ueberschüsse herauszuzuwirtschaften, sondern als ein Weg, den entsprechenden Bedarf seiner Angehörigen zu decken. Auch den Gemeinden werden neuerdings immer mehr wirtschaftliche Aufgaben zugewiesen. Sie sollen die Bewohner nicht nur mit Gas, Wasser und Elektrizität, sondern auch mit Milch, Gemüse, Kartoffeln usw. versorgen. Endlich fällt auch den Konsumgenossenschaften die Aufgabe zu, in möglichst großem Umfange den Bedarf ihrer Mitglieder zu decken und dadurch die schmaroherhaften Zwischengewächse auszuschalten. Noch sind sie erst in den Anfängen, aber es ist die Aussicht vorhanden, daß sie im Laufe der Zeit Landgüter bewirtschaften, Mühlen, Bäckereien, Schuhfabriken, Seifenfabriken usw. betreiben und so ein Wirtschaftsgebiet nach dem andern in Bearbeitung nehmen werden. Der richtig verstandene und geliebte Staats-, Gemeinde- und Genossen-

schäftssozialismus erscheint als ein geeigneter Weg, die Verbraucher von der Herrschaft der Produzenten zu befreien. Ansätze hierzu beobachten wir bereits während des Krieges auf dem Gebiete der Lebensmittelversorgung, und es läßt sich nicht absehen, weshalb sie nicht mit hinübergenommen werden sollten in die künftige Friedenszeit.

Mehr Heimarbeiterschutz.

Am 11. Februar fand im Café „Rheingold“ eine Besprechung über Maßnahmen zugunsten der Heimarbeit statt. Die Einladung ging von der Auskunftsstelle für Heimarbeiterschutz und vom Bureau für Sozialpolitik aus. An der Besprechung nahmen Vertreter und Vertreterinnen der verschiedenen Gewerkschaftsrichtungen sowie der Zentralstelle für Arbeiterinneninteressen und der Verband der katholischen erwerbstätigen Frauen und Mädchen teil. Nach einleitenden Worten des Prof. Franke berichtete Dr. Käthe Gaebel über die Ergebnisse der Konferenz vom 3. August 1915. Sie betreffen die Vorarbeiten über die Einführung von Sachausschüssen, die Bekämpfung des Heimarbeiterschwinds, die in Berlin erfolgreich durchgeführt ist und nunmehr auf das ganze Reich übertragen werden müsse, sowie eine Eingabe betr. die Regelung der behördlichen Ausgabe von Heimarbeit. Man könne sich indes nicht mit negativen Maßnahmen begnügen, denn ein großes Bedürfnis nach Nebenerwerb sei unzulänglich vorhanden und werde nach dem Kriege noch mehr hervortreten. Deshalb seien auch Maßnahmen für die Beschaffung von Nebenerwerb nicht zu entbehren.

Sodann hielt Herr Mag.-Rat Dr. Hiller-Frankfurt a. M. ein Referat über die Regelung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse bei öffentlichen Lieferungen. Ausgehend von den Mängeln, die sich am Anfang des Krieges bei der Ausgabe von Heereslieferungen, besonders im Bekleidungs- wesen, einstellten, indem parasitäre Existenzen sich zwischen Heimarbeitern und Militärbehörden schoben und die Löhne brüskten, schilderte der Redner die Bestrebungen der Heeresleitung, die Lohnsätze behördlich festzusetzen und den Unternehmern durch Vertrag aufzuzwingen; die Lohnsätze wurden tarifvertraglich geregelt, das Verhältnis zwischen Unternehmer- und Arbeiteranteil behördlich festgesetzt und Streitigkeiten durch Schlichtungskommissionen erledigt. Da die Gewerbegerichte zu diesen vertraglichen Regelungen eine ablehnende Stellung einnahmen, insbesondere in Berlin, so griff die Kommandogewalt ein und verfügte, daß andere Verabredungen, die von den tarifvertraglich-

behördlichen Festsetzungen abweichen, nichtig seien. Das Klagerrecht des letzten Arbeiters gegen den ersten Abnehmer von Heereslieferungen sei so gut wie gesichert, dank der höheren sozialen Einsicht der Militärbehörden. Es gelte jetzt, von diesen Kriegszerrungenschaften soviel als möglich in den Frieden hinüberzubringen. Eine gesetzliche Regelung sei das einzige Mittel und die Einführung der Sachausschüsse nicht länger zu umgehen. Auch dürfe sich die jetzt getroffene Regelung nicht auf Lieferungen von Arbeit beschränken, sondern müsse auch auf Lieferung fertiger Waren, zu denen der Unternehmer die Rohstoffe gegeben habe, ausgedehnt werden durch den Nachweis, daß für diese Waren ausreichende Löhne gezahlt seien und durch die nachträgliche Haftung für Nachzahlung auf zu niedrige Löhne der Heimarbeit. Herr Mag.-Rat v. Schulz-Berlin ergänzte die Ausführungen des Herrn Hiller durch seine eigenen Erfahrungen. In der sehr eingehenden Erörterung wies Herr Runge-Berlin vom Verband der Schneider und Schneiderinnen nach, daß die Militärbeleidungsämter und das Generalkommando erst nach unausgesetztem Drängen der Gewerkschaften den Weg zu einer Sanierung der Heimarbeitverhältnisse im Militärbeleidungswesen beschritten hatten, dann aber mit erfreulicher Festigkeit vorgegangen seien. An der Debatte beteiligten sich die Herren Hübsch, Sabath und Umbreit von den freien Gewerkschaften, Herr Kolke und Fr. Behm von den christlichen Gewerkschaften und Herr von Berlepsch. Die meisten Redner betonten die Notwendigkeit, daß das Hausarbeitsgesetz durchgeführt werde, besonders notwendig sei die Einhebung von Sachausschüssen, die die Befugnis der Lohnfestsetzung erhalten müßten. Herr von Berlepsch schloß sich dieser Forderung an, hielt aber dafür, die Erweiterung des Gesetzes vorzubereiten durch die Einführung von Sachausschüssen mit lohnamtlichen Befugnissen im Heeresbeleidungswesen durch militärbehördliche Gefühlsgehalt. Es gelte den Beweis zu führen, daß solche Einrichtungen möglich sind und sich bewähren. Was im Kriege seine Kraft bewährt habe, könne auch im Frieden leichter erhalten werden.

Als Ergebnis der Aussprache wurde in Aussicht genommen, eine Eingabe an Reichstag und Bundesrat betr. die beschleunigte Durchführung des Heimarbeitgesetzes zu richten, an das Kriegsministerium das Ersuchen um Einführung von Sachausschüssen zu richten und an die übrigen behördlichen Auftraggeber (Eisenbahn, Post, Gemeinden) das Verlangen zu stellen, eine gleiche Regelung der Lohnverhältnisse einzuführen, wie

dies im Heeresbeleidungswesen geschehen sei. Eine Kommission von 5 Personen soll in Gemeinschaft mit dem Bureau für Sozialpolitik diese Eingaben bearbeiten.

Danach wurde die planmäßige Verteilung der Heeresaufträge für Heimarbeit erörtert und hierzu die Bildung eines Rates von Sachverständigen beim Kriegsministerium vorgeschlagen, worüber bereits Verhandlungen mit letzterem eingeleitet sind. Auch diese Angelegenheit wird der erwähnten Kommission überwiesen. An letzter Stelle wurden Mitteilungen über die Beteiligung sogenannter Wohlfahrtsorganisationen an der Uebernahme von Heeresaufträgen für Heimarbeit gemacht und auf eine energische Bekämpfung des Heimarbeiterschwinds sowie auf die Notwendigkeit der Förderung der ortstatutarischen Krankenversicherung der Heimarbeit hingewiesen.

Kriegsausstellungen.

Es gibt Dinge, die scheinbar gar nicht zusammengehören, die sich zu einander verhalten wie Feuer und Wasser. Und doch erfordern es Lebensprozesse, daß das eine nicht ohne das andere fertig wird. Dient das eine der Zerstörung, fördert das andere den Aufbau. Weider Mittel bedient sich der Mensch, um sie für seine Zwecke auszunutzen. Angestrengt arbeitet der Geist, jene vervollkommnung zu erreichen, die diese Zwecke im größten Maße unterstützen kann.

In den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten, diesem im Westen Berlins gelegenen riesigen, langgestreckten Gebäude, befindet sich seit einigen Wochen die Deutsche Kriegsausstellung. Schon von außen lenkt sie die Schritte des Besuchers durch zwei große Feldgeschütze, die drohend ihre Mündungen entgegenstrecken. Drinnen aber, in der weiten, glasüberdeckten Halle zeigt man uns die Spuren und Wirkungen, die ein Krieg hinterläßt, in den mannigfachen Formen. An greifbaren Gegenständen und zahlreichen Bildern wird dem Beschauer die Zerstörungswut sichtbar gemacht, die den vom menschlichen Geist erfundenen Waffen innewohnt. Dann die Waffen selbst, Gewehre, Maschinengewehre, Mörser und Kanonen verschiedener Größe und Systeme, daneben Minen und Torpedos, diese modernsten und in ihrer Heimtücke gefährlichsten Waffen im See- und Luftkrieg. Unter den erbeuteten Gegenständen als interessanteste Objekte mehrere Flugzeuge mit deutlich sichtbaren Spuren des Kampfes, ferner ein französisches Panzerautomobil und schließlich draußen im geräumigen Hintergelände des Baues ein nach allen

Feldpostbriefe von der bessarabischen Front.

IK. Hier war ich schon einmal. Aber so flott wie heute ging es damals nicht auf einem weit sich hinziehenden glatten Schienenpaar ohne Unterbrechungen vorwärts. Die Bahnstrecke war damals an vielen Stellen in schlechtem Zustande, die Ortshäuser und Bahnhöfe waren in Händen der Feinde, der beinahe ganz Galizien überflutete und dem nur durch schwere Blutopfer Haus um Haus, Ortshaus um Ortshaus entzissen werden konnte. Jetzt aber geht die Reise rasch von station: Larnow, Rzeszow, Przemysl, Grodno, Lemberg, Stanislaw, Kolomea. Eine Station nach der andern hücht vorbei. Was geschah alles hier? Und jetzt, wie friedlich liegen die Städte und wie emsig schaffen die Menschen. Die schrecklichen Wunden, die der Krieg hier schlug, sind wohl noch nicht vernarbt; dazu war die Zeit noch zu kurz. Selbst das Begräumen der Trümmer und Balken konnte bisher noch nicht gründlich geschehen. An Stelle der zerstörten Häuser andere zu erbauen, an Stelle des erdrosselten Lebens neues zu zaubern, die verlorenen, vergangenen Werte zu ersetzen: das gut Ding braucht Weile und wird auch eine schwere Aufgabe sein.

Brutal bestätigt sich hier das Wahrvort, daß es leichter ist zu zerstören als aufzubauen, und ich muß unausgesetzt daran denken, als ich durch das Kupfenfenster das Bild der Zerstörung in seiner endlosen Weite sehe. Jeder Schritt Bodens ist hier mit teurem Menschenblut getränkt. Der Krieg währt wohl schon lange, viel länger aber

wird es dauern, all das gut zu machen, was durch ihn verschuldet wurde.

Der schöne Bahnhof von Lemberg ist in Trümmer gelegt. Die Russen haben ihn niedergemacht. In einem kalten Raum vergebere ich mein Abendbrot unter den von der Front kommenden und dorthin ziehenden Soldaten. Die Lichter der Stadt leuchten von weither bis in die Station der Stadt, deren Bevölkerung so lange unter der Krute der Russen litt. Bald heißt es von hier Abschied nehmen, und der Zug bringt uns in schnellem Tempo nach Kolomea, das wir im Morgengrauen erreichen. Als ich zum ersten Male hier war, stand die Stadt noch unter dem Eindruck der ersten Befreiungsstunde aus der Russenherrschaft, unter der sie ein halbes Jahr lang schmachtete. Einen Tag nach der Russenausreibung kam ich nach Kolomea, das so vieles erlitt. Ich erinnere mich noch dieses herrlichen Tages, als ich, auf dem Ringplatz angekommen, das Aufjauchzen der Bevölkerung mitterlebte. Alle Leute lachten, alle Augen leuchteten, alle Gesichter strahlten vor Freude; in Kolomea war alles, alles so schön. Tief ergriffen zog ich damals aus der Stadt, wo es so viele glückliche Menschen gab.

Jetzt aber erlebte ich eine schreckliche Enttäuschung. In meiner Erinnerung war diese Stadt ganz anders, als sie sich heute darbietet. Sie hat damals anders ausgesehen. An Stelle der im Sonnenschein glänzenden Stadt fand ich ein grau in grau gefülltes galizisches Nest in über Langweiligkeit. Der Ringplatz widerhallt nicht von Freuden ausbrüchen — nur einmal wurde Kolomea befreit — halbverhungerte Kletterjotteln vor windschleifen, knarrenden Bauern-

wägelchen, runzelige leibende Höckerinnen, struppige Kasanjuden in dichten Kubeln, und in einen erdrückenden Nebel hüllt sich auch die Sonne in Kolomea. Zu den feuchten Zimmern des „Grand Hotel Bahr“ führt eine in allen Fugen verdächtig quietende Holzstiege, hier ist auch das ärmlichste „Hotel Bristol“ der Welt; im Café „City“ ist es so kalt, daß einem die Zähne klappern und im Café „Central“ spielen die Einheimischen mit einer Entschlossenheit Karten, als ob es hier nie eine russische Schreckensherrschaft und auf dem Ringplatz nie eine öffentliche blutige Auspeitschung gegeben hätte.

Kolomea ist der festlichen Farben nun einmal entblößt, die Stadt zeigt ihr wahres echtes Bild des Werktages: düster und einschläfernd. Dieses Bild ist wie überhaupt die Wirklichkeit im Leben. Wozu bin ich eigentlich nochmals hierhergekommen? Nach ziellosem Herumschlingern zog ich ermüdet und um eine Illusion ärmer auf der Sandstraße durch Morast und Pfützen zum Stationsgebäude.

Soeben langt ein Verwundetenzug an, in dem gerade jene Soldaten herangebracht wurden, die bei den jüngsten Zusammenstößen ihre Verwundungen erhielten. Es war ein schauernd ergreifendes Bild. Diese braven Soldaten, die eine übermenschliche Prüfung über sich ergehen lassen mußten und Schreckliches mitgemacht hatten, mit ihren noch blutenden Wunden, mit verbundenen Köpfen, verbundenen Armen, verbundenen Füßen, einander stützend in langen Reihen, stumm und erst in dem Abenddunkel des Bahnhofsgeländes von Kolomea vorbeiziehen zu sehen, geht auf die Herzen. Selbstauf, mit starker Ueberwindungs-

Regeln der Kunst angelegter Schützengraben mit Sappen, Unterständen und sonstigem Zubehör. Der Besucher der Ausstellung vermag sich, wenn er die Dinge mit Aufmerksamkeit betrachtet, ein Bild zu machen, wie es draußen zugeht, und er wird wünschen, daß dem Krieg bald ein Ende bereitet wird.

Dieser Wunsch wird noch lebendiger, wenn wir unsere Schritte einer andern Ausstellung zu lenken, die sich unweit davon befindet. Die Sonderausstellung von Kriegsgliedern und Arbeitshilfen für Kriegsbeschädigte, Unfallverletzte und Krüppel ist nun am 11. Februar jedermann zugänglich gemacht worden. Sie ist untergebracht in dem Gebäude der Ständigen Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt in Charlottenburg, Fraunhoferstraße 11/12. Diese Ausstellungsräume, die sonst dem Zwecke dienen, Schutzwehren zu zeigen, die den Arbeiter vor Siechtum und Verkrüppelung schützen sollen, haben jetzt ihren Platz solchen Gegenständen geboten, die den Verlust verlorener Gliedmaßen ersetzen sollen. Daß auch auf diesem Gebiet der menschliche Geist nicht rastet, lernen wir hier erkennen. Im Vorraum der Ausstellung zeigen uns Abbildungen von Krüppeln aus früheren Jahrhunderten die häßlichen und höchst primitiven Ersatzmittel für verlorene Gliedmaßen. An Stelzfüßen und Krüden vermochte sich der Krüppel nur mühsam fortzubewegen, Bettelerei war wohl ausschließlich seine einzige Existenzmöglichkeit. Hierin hat die ärztliche Wissenschaft im Verein mit Technik und Industrie unserer Zeit einen erfreulichen Wandel geschaffen. Was uns auf dem verhältnismäßig kleinen Raum der Ausstellung vorgeführt wird, läßt eine Unsumme von gutem Willen, Fleiß und Energie erkennen, um zahlreichen Menschen neuen Lebensmut und der Gesellschaft eine Menge nützlicher, sonst verlorener Arbeit zu gewähren. Zahlreiche Photographien und Modelle zeigen uns die Brauchbarkeit der künstlichen Glieder. Das meiste Interesse erregen naturgemäß die Ersatzglieder und Arbeitshilfen für Arm- und Handbeschädigte. Wird es auch nicht immer möglich sein, daß der Beschädigte seinen erlernten Beruf weiter auszuüben vermag, so besteht doch immer noch die Hoffnung für ihn, durch andere leichtere Arbeit seine Existenz so zu gestalten, daß er nicht zum Almosenempfänger werden braucht. Davon wird man überzeugt, wenn man die vielen ausgestellten Gegenstände besichtigt und ihre Anwendungsmöglichkeit sich von den in der Ausstellung arbeitenden einarmigen Personen vorführen läßt. Gleichwertigen Ersatz für das verlorene Glied vermögen Ersatzglieder, mögen sie auch noch so vollkommen sein, natürlich nicht zu

bieten. Aber die Ärzte und Techniker haben ihre Pflicht im vollsten Maße erfüllt, das übrige zu tun bleibt Aufgabe der Gesellschaft. Natürlich gehört viel guter Wille und zugleich großes Verantwortlichkeitsgefühl dazu, um auch denen einen Arbeitsplatz zu schaffen, die gezwungen sind, sich einem neuen Beruf zuzuwenden. Die Umgruppierung der Arbeitskräfte nach dem Kriege wird nicht leicht sein, aber das Schwerkste, was wir zu überwinden hatten, wird es auch nicht gerade sein. Kein Mensch aber kann ein Interesse daran haben, daß Arbeitskraft, die noch zu verwenden ist, ausgeschaltet wird. Und so kann auch von den Unternehmern erwartet werden, daß sie bei der Wiedereinstellung kriegsbeschädigter Arbeiter sich mehr von hohen Gesichtspunkten als von kleinlichen Profitinteressen leiten lassen.

In diesem Sinne wünschen wir besonders der letztgenannten Ausstellung eine bessere Beachtung, als wir am ersten Tage der Eröffnung zu beobachten hatten. Vieles von dem hier zu Sehenden ist geeignet, der Praxis des täglichen Lebens im Interesse der Beschädigten wie derer, die sie beschäftigen, zu dienen. Deshalb möchten wir uns auch die Anregung gestatten, diese Ausstellung möglichst auch in anderen Städten zu zeigen.

Korrespondenzen.

Braunschweig, Mitgliederversammlung am 12. Februar. Bevor in die Tagesordnung eingetreten wurde, gab der Vorsitzende, Kollege Brandes bekannt, daß das langjährige Mitglied, der Kollege Friedrich Bod auf dem Schlachtfelde in Flandern gefallen ist. Die Ehrung dieses Kollegen erfolgte in der üblichen Weise. Alsdann gab Kollege Brandes die Abrechnung vom 3. und 4. Quartal 1915. Die von den Revisoren beantragte Entlastung erfolgte einstimmig. Hierauf erlatete der Kartellbelegierte in ausführlicher Weise den Kartellbericht, wobei er besonders hervorhebt, daß es doch möglich gewesen wäre, trotz dieser ersten, teuren Zeit für die Kinder der Kollegen in allen Gewerkschaften Ferienausflüge im vergangenen Jahre zu veranstalten. Hierzu wurden durch freiwillige Sammlungen 3307,88 M. aufgebracht. In diesen Ausflügen beteiligten sich 2411 Kinder, für ihre Bewirtung wurde die Summe von 3143,14 M. verausgabt. Deswegen wies dieser Kollege noch darauf hin, daß vom Gewerkschaftskartell eine 16 aliebrige Preisüberwachungs-Kommission für die Stadt gewählt worden wäre, die dem Lebensmittelwucher entgegenzutreten resp. die Wucherer zur Anzeige zu bringen hätte. Er könne daher den Kolleginnen und Kollegen nur empfehlen, sowie selbige

Lebensmittel über die festgesetzten Höchstpreise bezahlen müßten, oder wo ihnen minderwertige Ware geliefert würde, dies sofort der Kommission mitzuteilen. Desgleichen brachte der Delegierte eine Resolution des Gewerkschaftskartells betreffend Kriegsbeschädigten-Fürsorge an die braunschweigische Regierung zur Verlesung, worin verlangt wurde, daß die Organisationsvertreter der freien Gewerkschaften zur Mitwirkung in den Arbeitsnachweisen für Kriegsbeschädigte herangezogen würden, desgleichen wurden die Renten für die Kriegsinvaliden als viel zu niedrig bezeichnet und daher eine Erhöhung dieser Sätze gewünscht. Noch eingehend auf die Einladung des Vereins für Kriegsbeschädigten-Fürsorge zu einem Vortrag mit kinematographischen Bildern, an der sämtliche Gewerkschaftsvorstände teilnahmen, sagte der Kollege, daß es dank der Kunst der Ärzte sowie der Orthopädie gelungen sei, durch künstliche Arme und Beine die Kriegsbeschädigten teilweise wieder erwerbsfähig zu machen, allerdings dürfe man doch nicht zu große Hoffnungen darauf setzen, denn ein künstliches Glied erziehe doch noch lange nicht ein natürliches. In seinem Jahresbericht wies der Vorsitzende darauf hin, daß leider auch im vergangenen Jahre ein großer Teil der Kollegen zum Militär einberufen wurde, daqeen sind mit wenta Ausnahmen die Kolleginnen dem Verbanne treu geblieben. Unter Verschiedenes wurden mehrere Feldpostbriefe zur Verlesung gebracht. Weiterhin tadelte der Vorsitzende noch, daß ein Teil Mitglieder, trotzdem sie volle Arbeitszeit haben, noch die Beiträge für beschränkte Arbeitszeit bezahlen, das wird geändert werden müssen, da es Unrecht sei.

Dresden, Am 8. Februar fand im Lokal „Senefelder“ eine gut besuchte Mitglieder-Versammlung statt. Der Vorsitzende gedachte zunächst der im vergangenen Jahre durch den Tod von uns geschiedenen Mitglieder. Die Kollegen Richard Richter, Willy Dehne, Richard Kneifel, Paul Keller und Ernst Schmidt sind auf dem Schlachtfelde gefallen. Die Kolleginnen Rosa Groß und Klara Haase sind gestorben. Die Versammlung erhob sich zum ehrenden Gedächtnis von ihrem Plage. Da der Referent noch nicht anwesend war, wurde der Vortrag „Schillers Leben und Wirken“ als letzter Punkt der Tagesordnung verschoben. Zum Jahresbericht nahm sodann Kollege Wehrendt das Wort. In eingehenden Ausführungen detaillierter der Redner die einzelnen Positionen und sollen hier die hauptsächlichsten Zahlen wiedergegeben werden. Die Einnahme der Hauptkassette betrug 941,60 M. und setzt sich zusammen aus: 15,20 M. Eintrittsgeld, 7688,90 M. ordentliche Beiträge, 1154,80 M. Pflicht-Extra-Beiträge, 480,50 Mark Kriegsmarken und 102,20 M. sonstige Einnahmen. Ausgegeben wurden hiervon für Unterstützungen 3034,45 M. = 32 Prozent, Agitation

kräftigen sie ihre Leiden und Schmerzen und in der kalten Januarnacht zogen sie dahin, wie die heilige und edle Aufopferung selbst.

Es war 9 Uhr abends, als ich in Czernowitz ankam. Das Hauptziel der jetzigen Kraftanstrengungen der Russen ist die Einnahme dieser Stadt. Vor gar nicht langer Zeit ging der Zar an die besarabische Front und bei dieser Gelegenheit rief der russische General Zwanow, Oberkommandant der besarabischen Armee, seine Truppen auf, Czernowitz zu erobern, da der auf dem Schlachtfelde sich befindende Zar darauf besonderen Wert legt. Die schöne Stadt der Bukowina muß dem höchsten Herrn aller Russen zu Liebe um jeden Preis genommen werden. Der Zar stand bei den Truppen bereit — falls der Durchbruch gelingen sollte —, an der Spitze der Soldaten in die Stadt einzuziehen. Diesen Befehl des russischen Generals Zwanow fanden unsere Soldaten bei den eingebrachten russischen Gefangenen. Täglich werden nach Czernowitz russische Gefangene gebracht, worunter viele ganz junge und viele ganz alte Männer zu sehen sind, ein Beweis, daß auch das russische Menschenmaterial nicht unerföhrlich ist. Die russischen Gefangenen ziehen, als ob sie Eroberer wären, singend in die Stadt ein und man bemerkt keine Spur von Verzweiflung darüber, daß sie aus dem sicheren Verderben in die verhältnismäßige Ruhe der Gefangenschaft geraten sind.

Auch die Bevölkerung von Czernowitz hat während der letzten heftigen Kämpfe vollständige Ruhe bewahrt.

Russische Flugzeuge beunruhigen jetzt nicht sehr die Stadt, und auch der in jüngster Zeit

wieder stärker hörbare Kanonendonner stört die stürmerprobt Bevölkerung nicht besonders. Sie hat sich auch an das Gewöhnliche, sie hat schon so manchen Sturm erlebt und setzt nun starkes Vertrauen in unsere Truppen. Man hält es ganz einfach für ausgeschlossen, daß die Russen auch nur einmal imstande wären, die Front zu durchbrechen. In Czernowitz herrscht ganz normales Leben, die Caféhäuser und Gastwirtschaften sind voll besetzt und die Warenhäuser sind kaum imstande, den starken Verkehr abzuwickeln. Auf dem Mittags- und Abendlois herrscht reges Leben. Und mit Staunen nimmt man wahr, wie man hier, in der Nähe des wahnwitzigen Bombardierens und des stürmenden Feindes, also in der nächsten Nachbarschaft der äußersten Front, billig und gut leben kann. Alle nur denkbaren Lebensmittel sind in Czernowitz zu haben. Es mag als Scherz hingenommen werden, aber es ist denn doch so, daß man hier Fleisch, Mehl und Brot und sonstige Lebensmittel zu undenkbar billigen Preisen bekommen kann.

Das Gasthaus, in dem ich, als es finster wurde, einkehrte, ist vollständig elektrisch beleuchtet; an der Wand geben Plakate in deutscher und ungarischer Sprache kund, daß im Café Sabsburg allabendlich eine Zigeunerkapelle konzertiert. Ich ging hinüber und fand, daß hier tatsächlich ungarische Zigeuner melancholische Weisen spielen und an den Marmorischen träumen Offiziere von den Lieben in der Heimat, von Freuden und von Leiden. Und siehe — bis hierher schlägt das Feuer der Front auf und züngelt die Lava des Flammenmeeres — die Luft zittert vor zielbewußten Kampfgeschichten, Heldentaten, Legenden

und davon, was die Soldaten an der besarabischen Front geleistet haben.

Was der Infanterist und der Korporal vortrachten, wie der Feldwebel umgekommen und der Offiziersdiener verblutete... In der elektrisch durchfluteten Atmosphäre des Cafés schwirren die leuchtenden und trauerumrandeten Geschichten des großen Aufstazes eines melancholischen, tragischen Akkords in tränenfeuchter Rede. Viele tüchtige Kameraden beweinen sie, andere — und einander — freuen sie sich der gegenseitigen glücklichen Rettung und die Hymne der menschlichen Kraftentfaltung und Selbstverleugnung durchdrönt in bescheidener Schamhaftigkeit die Luft.

Diese Soldaten, die um mich herum von den jetzigen leidensvollen und sieghaften Tagen mit müder und leiser Stimme erzählen, waren gestern noch an der Front und werden morgen wieder dort sein, an dem Damme, an dem sich das Russenmeer brechen soll. Und wie ich sehe und höre, donnern irgendwo die russischen Kanonen und sie bröhnen mit schredlicher Kraft beinahe eineinhalb Stunden lang. Das ist das gewisse russische Trommelfeuer, das selbst hier im Caféhause das Blut in den Adern erstarren macht. Wie erst mag es draußen wirken? Was an der besarabischen Front wohl in diesem Augenblick geschehen mochte?... Darüber werde ich vielleicht berichten können, wenn ich den Soldaten an der Front, die die Stadtmauer gegen den Russeneindruck bilden, in den nächsten Tagen meinen Besuch abgestattet haben werde.

Franz Gönndör.

und Verwaltung 3560,72 M. = 38 Prozent, an die Hauptkasse gefandt 2846,43 M. = 30 Prozent. Insbesondere entfallen auf die Arbeitslosen-Unterstützung 2143,50 M., Kranken-Unterstützung 530,95 M., Weihnachts-Unterstützung für Frauen 345,— M., Extra-Unterstützungen 15,— M. Der Mitgliederbestand belief sich am Jahreschluss auf 377 Köpfe. Beitragsmarken wurden insgesamt 17912 Stück verkauft. Im Kriegsdienst stehen 183 Kollegen, jedoch ist zweifellos die Zahl größer, da nicht immer ordnungsmäßige Abmeldung erfolgte. Die Dristafel bilanzierte mit 3204,46 M. Eingenommen wurden 1313,80 M. an Sozialbeiträgen, 429,72 M. an Verwaltungsprozenten, 83,88 M. an sonstigen Einnahmen und 372,97 M. an Rückzahlung von der Hauptkasse. Diese Einnahmen mit dem Bestande vom 1. Januar 1915 im Betrage von 1004,09 M. ergibt 3204,46 M. Vorausgabte wurden hieron für Unterhaltungen 136,05 M., Agitation und Verwaltung 1594,35 M. und sonstige Ausgaben 253,42 M., so daß ein Bestand von 1220,64 M. verbleibt. Revisoren-Obmann Kollege Thürausch bittet, dem Kassierer Entlastung zu erteilen, was einstimmig geschieht. Der Vorsitzende erstattet Bericht von dem Ergebnisse der Weihnachtsammlung und der Verwendung dieser Gelder für Liebesgabenwendungen und anderweitige Unterhaltungen. Von einer Neuwahl der Verwaltung wird gleich dem Vorjahre abgesehen, was allgemeine Zustimmung findet. Nur in die Revisions-Kommission wird für die ausgeschiedene Kollegin Sühnbach vorschlagsgemäß Kollegin Zahn gewählt. Hinsichtlich des korporativen Beitrags zum Feinabhandl. entwickelt sich eine rege Debatte, in der besonders Kollege Samann dagegen spricht und unter Beibringung von Argumenten dieses ablehnt. Kollege Behrendt und der Vorsitzende führen jedoch aus, daß wir gleich den anderen Gewerkschaften unseren Beitrag nicht auf verteuern können und daß wir durch die Erlangung der Mitgliedschaft uns ein Mitrederecht sichern, was immer vorteilhafter sei als eine Nichtbeteiligung. Der diesbezügliche Jahresbeitrag von 10,— M. wird sodann mit großer Mehrheit bewilligt. Die schon oft angeregte Frage wegen Abschaffung der von der Dristabverwaltung obligatorisch gemachten Extrabeiträge wird vom Kollegen Wähler und anderen erneut zur Sprache gebracht. Kollege Behrendt erklärt hierzu, daß sich mit einem dahingehenden Antrage vorerst die Verwaltung und auch die Vertrauenspersonen beschäftigen müssen. Erst auf Grund der Ergebnisse dieser Beratungen könne an eine Lösung dieser Frage ernstlich herangetreten werden. Unter „Berühmtes“ vertritt sich Kollege Barthel über die letzten Artikel in der Solidarität: „Minderheit und Mehrheit in der sozialdemokratischen Partei“. Er ersucht, dahin zu wirken, daß derartige Artikel die irgendeine Seite verlesen könnten, in Zukunft besser unterbleiben. Hierauf erhält Arbeitsekretär Niska das Wort zu seinem eingangs erwähnten Vortrage. In längerer Ausführungen behandelt Redner die Lebensschicksale dieses großen deutschen Dichters und seine hervorragenden Schöpfungen sehr eingehend und kennzeichnet besonders die freiblichen Ideen, die in jener spießbürgerlichen Zeit seinen Geist mächtig durchfluteten. Die Versammlung folgte mit regem Interesse den Worten des Vortragenden und spendete zum Schlusse stimmungsvollen Beifall. Schluß der Versammlung um 11 Uhr.

Hamburg. Mitgliederversammlung am 15. Januar 1916 bei Noop, Kaiser-Wilhelm-Str. 77. Kollege Lohse referierte über: „Lohnverhältnisse und Feuerungszulagen im Beruf“. Redner kommt auf die allgemeinen tariflichen Verhandlungen zu sprechen und betont, daß die Löhne durch den Krieg in unserem Berufe nicht verschlechtert worden seien, sondern der Tarif in dieser schweren Zeit wohlwollend gewirkt habe. Wohl seien einige Ausschreitungen zu verzeichnen gewesen, doch seien im allgemeinen alle Bestimmungen hochgehalten worden. Im Abwandsach sei die Arbeitslosigkeit sehr schlecht, und es arbeite dort bedeutend weniger Kollegen und Kolleginnen als früher und dann werde noch halbe Tage, halbe Wochen gearbeitet. In den Zeitungsbrudereien sei das Verhältnis bedeutend besser, aber auch hier waren, mit Ausnahme einzelner, die Verhältnisse in der Kriegszeit schlechter als vor dem Kriege. Im Anfang des Krieges seien die Kollegen und Kolleginnen in großer Zahl ohne Arbeit gewesen, doch haben sich mit der Zeit durch die vielen Einziehungen von Kollegen zum Heere allmählich die Verhältnisse gebessert, und mit der Zeit waren auch wieder Bestellungen auf Arbeit eingegangen, so daß auch die Kolleginnen in ihre alten Arbeitsstellen eintreten konnten. Im verflohenen Jahre habe es gerade an Kollegen gefehlt, denn seit drei Viertel Jahren seien keine Kollegen mehr auf dem

Nachweis gewesen, und wenn die Geschäfte männliches Personal haben mußten, konnten nur andere Berufsangehörige herangezogen werden, die natürlich im Berufsleben bei uns ungeliebt waren. Auch Kolleginnen mußten zu unseren Arbeiten, die sonst Kollegen gemacht hätten, herangezogen werden und in einzelnen Betrieben machen die Kolleginnen heute sogar Maschinenmeisterarbeiten. Das Tarifamt habe ja auch in seinem Auftruf diese besonderen Verhältnisse berücksichtigt und mit Einwilligung der Organisationen im Druckgewerbe seien diese Arbeiten gestattet worden. Da nun die Lebensverhältnisse immer schwerer und teurer geworden, sei von den Kollegenschaften in den Betrieben versucht worden, eine Feuerungszulage zu erhalten und das sei auch in einer ganzen Reihe von Betrieben gelungen, so hätten Hamburger Nachrichten, Fremdenblatt, General Anzeiger, Neue Hamburger, Postzeitung und kleinere Geschäfte Feuerungszulagen von 5—10 M. monatlich gegeben, wenn das auch nicht viel sei, so habe aber dort doch ein Einsehen geübt, daß die Arbeiter und Arbeiterinnen mit ihrem Gelde nicht mehr auskommen können. Nun sei es umso mehr verwunderlich, daß gerade Arbeiterbetriebe, wie Hamburger Echo und die Verlagsgesellschaft deutscher Konsumvereine sich auf den ablehnenden Standpunkt stellten. So sehr viel höhere Löhne haben die Hilfsarbeiter und Arbeiterinnen in diesen Betrieben gerade auch nicht, und da solle man doch ebenfalls ein Einsehen haben und den in diesen Betrieben Beschäftigten Zulagen geben. Wenn auch durch die Kriegsunterstützung an die Kriegserfrauen den Geschäften eine bedeutende Mehrausgabe ersehe, so dürfe man doch nicht vergessen, wie schwer die Lage für die Hiergebliebenen augenblicklich geworden sei. Es würde angebracht sein, nochmals zu versuchen, ob nicht dennoch eine Lohnzulage gegeben werden könne. In der Diskussion wird allgemein das Verhalten der Betriebe wie Auer & Co. und Verlagsgesellschaft verurteilt, und die Versammlung beschließt, daß der Kollege Lohse sich noch einmal mit den zuständigen Instanzen in Verbindung setzt, um in allen Geschäften eine Feuerungszulage zu erreichen. Unter Mitteilungen fordert Kollege Lohse die Kolleginnen auf, sich mehr am Verbandsleben zu beteiligen. Es sei ein Artikel an die Kolleginnen ergangen, in dem aufgefordert wird zur Gründung einer Agitationskommission, die nur aus Kolleginnen bestehen soll. Die Kolleginnen sollen in dieser Kommission einmal selbständig arbeiten und nur mit dem Vorstand dann in Verbindung treten, wenn besondere Beschlüsse zu fassen sind. Zu dieser Sache sprechen noch die Kollegen Schlaß und Neben und fordern ebenfalls die Kolleginnen auf, sich am Verbandsleben mehr zu beteiligen. Es wird hier beschlossen, nochmals ein Artikel an die Kolleginnen zu senden, in dem zur Mitarbeit besonders aufgefordert wird. Kolleginnen, die bereit sind, in der Kommission mitzuarbeiten, sollen sich an den Vorstand wenden. Nachdem noch einige Anfragen erledigt waren, erfolgte Schluß der mächtig besuchten Versammlung.

Rundschau.

(I.) 10 Jahre holländische Gewerkschaftsbewegung. Die im „N. B. B.“ (Niederl. Verband van Balverenigingen) zusammengeflohenen Gewerkschaften haben am 1. Januar 1916 auf ein zehnjähriges Bestehen ihrer Zentrale zurück. Aus Sturm und Drang ging die neue Zentrale hervor. Bis dahin hatte das junge gewerkschaftliche Leben in Holland unter dem Einfluß präventiver Anarchisterei gestanden, die jede praktische Arbeit in organisatorischer und sozialgesetzlicher Hinsicht verwarf. Die allmählich zum Durchbruch kommende Erkenntnis, daß die (totalorganisierten) Gewerkschaften bei der bisherigen Reichweite zur Bedeutungslosigkeit verdammt bleiben müßten, wurde mit allen Mitteln und Kräften bekämpft. Die Auseinandersetzungen auf den Delegiertenversammlungen in jener Säunungsperiode waren immer unerquicklicher geworden. Eine Anzahl Verbände war aus der damaligen Zentrale, dem „Nationalen Arbeiterssekretariat“, ausgetreten. Schließlich ergriffen die Organisationen der Diamantenarbeiter und der Zimmerer die Initiative zur organisatorischen Verbindung der Gewerkschaften, die von der Notwendigkeit praktischer Tätigkeit überzeugt waren.

Noch keine 19 000 Mitglieder zählten insgesamt die Verbände, die sich zu dem neuen Programm bekannten und der neuen Zentrale anschlossen. Von Jahr zu Jahr ging es langsam aber stetig in die Höhe. 1910 waren es 44 000, dann ging es schneller. 1911: 52 000; 1912: 61 000 und dann mit einem Ruck auf 84 478 im Jahre 1913. 1914 wurde die erfreuliche Entwid-

lung durch den Ausbruch des Krieges unterbrochen. Trotzdem gelang es nach vorübergehendem Stillstand, ja zeitweiliger Rückgang, die Mitgliederzahl bis zum 1. Dezember 1915 auf 97 049 zu bringen. Und während Anfang 1907 die Mitglieder des „N. B. B.“ über 95 Orte des Landes verbreitet waren, stieg diese Zahl bis Ende 1911 auf 182 und bis Ende 1915 auf 335.

Auch die innere Entwicklung der neuen Bewegung und ihr Einfluß gegenüber Unternehmertum und gesetzgebenden Faktoren war in den zehn Jahren bereits eine erfreuliche. Seit 1911 stiegen die Einnahmen der angeschlossenen Verbände (exklusive des Diamantenarbeiterverbandes, der in finanzieller Hinsicht eine Ausnahmestellung einnimmt) um 30 Proz. Die Prophezeiung der Syndikalisten, Anarchisten und sonstigen doktrinären Sektierer, daß die Taktik der neuen Organisation auf wirtschaftlichen Burgfrieden und einen großen „Gelenkpot“ (Krankentafeleneinrichtung) hinziere, hat sich nicht erfüllt. Die Zentrale nahmen in den letzten Jahren, d. h. mit Erstarren der Verbände zu. Für Streitunterstützung wurden ausgegeben in den 4 Jahren von 1908 bis 1911: 186 000 Gulden gleich 314 340 M. In den drei Jahren von 1912 bis 1914: 634 000 Gulden gleich 1 071 460 M. Andererseits zeigte sich der Einfluß der „Robornen“, wie man in Holland die Anhänger des „N. B. B.“ kurz nennt, auch in der Zunahme friedlicher Vereinbarungen. D. h. die Unternehmer ließen es vielfach nicht mehr auf einen Streik ankommen. In sozialpolitischer Beziehung ist der Einfluß des „N. B. B.“ gleichfalls unverkennbar. — Daß man jedoch erst am Anfang fruchtbringender Tätigkeit ist, wird in der Jubiläumsnummer der „Wakbeweging“ ausdrücklich betont. Möge es dem „N. B. B.“ beschieden sein, in den nächsten 10 Jahren in gleichem Tempo vorwärts zu kommen!

Einwanderung nach Ägypten untersagt. Weiße Kreise der italienischen Arbeiterklasse sehen für sich oder, sofern es sich um Einzigezogene handelt, für ihre Angehörigen immer nur einen Ausweg aus der drückenden Misere in der Auswanderung. Und es wurde daher allgemein als Erlösung empfunden, als das nach Kriegsausbruch erlassene Auswanderungsverbot soweit zurückgezogen wurde, daß wenigstens nach verbündeten Ländern die Auswanderung wieder gestattet wurde. Die verbündeten Länder ihrerseits legten aber nicht viel entgegenkommen der Maßnahme gegenüber, zu der die italienischen Behörden durch die nicht zu bewältigende Arbeitslosigkeit sich veranlaßt sahen. Oft genug sind Klagen über große Erschwerung der Einwanderung von Seiten der französischen Behörden unter den italienischen Auswanderern laut geworden. England verbot die Einwanderung italienischer Männer nach Ägypten. Die Zuwanderung von Frauen war aber bisher noch erlaubt. Nun ist in den letzten Tagen auch diese untersagt worden und die große bitterste, mit der die italienischen Blätter das berichten, läßt den Schluß zu, daß von der Arbeitslosigkeit in Ägypten noch ausgiebig von Italienerinnen Gebrauch gemacht wurde.

Ehren-Tafel

für unsere im Felde gefallenen Kollegen.

Am 11. Januar 1916 fiel auf dem Schlachtfelde in Frankreich unser Kollege
Georg Hauschild
(Bühler bei der Firma Aug. Pries).
Ein ehrendes Andenken bewahrt ihm
die Bahinelle Leipzig.

Nachruf.

Am 18. Februar verstarb nach längeren schweren Leiden unser früherer langjähriger Vorsitzender

Joseph Burger

im Alter von 60 Jahren.
Ein ehrendes Andenken bewahrt ihm
die Bahinelle Kaufbeuren.